

Dpfer. Auch hier vollzieht sich eine starke Substanzveränderung, nur mit dem Unterschiede, daß es für die Ansprüche keine mit der Aufwertung vergleichbare Rechtsverneuerung gibt.

Das Gesetz kommt damit den Bedürfnissen des täglichen Lebens entgegen. Der Verfall unter Weichenfeld ist es nicht, daß Ansprüche, die während der Dauer der Verjährung nicht geltend gemacht sind, plötzlich wieder aufleben, vielmehr in einem Zeitpunkt, in dem der Gegner nicht mehr recht in der Lage ist, sich erfolgreich gegen den möglicherweise nur bedingt berechtigten Anspruch zu verteidigen. Das Gesetz gibt ihm hier das Recht, die Leistung aus dem Gesichtspunkte der Verjährung zu verweigern.

Das Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) beruht von der Verjährung vornehmlich in den §§ 194 ff. Durch diese Bestimmungen werden die Bedürfnisse des täglichen Lebens, im Handel und Wandel, erfüllt. Die angelegenen Vorschriften sind aber nicht die einzigen im bürgerlichen Recht, mit denen solche allgemein im Schuld- und Sachenrecht, Familien- und Erbrecht.

Selbst gibt es auch Ansprüche, die überhaupt nicht vorzuziehen, das sind vornehmlich solche Ansprüche, die durch Eintragung ins Grundbuch — dinglich — gesichert sind. Das gilt aber auch nur für den Kapitalanspruch, während laufende Leistungen — z. B. Hypothekenzinsen — bereits in vier Jahren verjähren.

Die Fristen für die Erfüllung festgelegt sind außerordentlich verschieden und vielgestaltig. Wenn im § 195 BGB die dreißigjährige als die regelmäßige Verjährungsfrist bezeichnet wird, so heißt es doch auch hier: Ausnahmen betreffen die Regel! Für die Ansprüche des täglichen Lebens sind wesentlich kürzere Fristen zur Regel geworden. Vor allem ist die zweijährige Frist wichtig, weil ihr durch die Ansprüche des täglichen Verkehrs, z. B. die Forderungen der Kaufleute, Handwerker, Fabrikanten, Land- und Forstwirte aus Lieferungen und Leistungen, so wie sie nicht für den Gewerbetriebe des Schuldners erfolgen, unterliegen. Dazu gehören auch die Forderungen der Gastwirte bezgl. Bewirtung von Obdach und Beförderung. Dann zählen unter diese Bestimmungen Ansprüche von Eigentümern, Veräußerern, Frachthühnern, Schiffen hinsichtlich Fracht und Fahrgeld, von Lohnempfängern und Boten wegen Fuhr- und Botenlohn, von Vermietern wegen des Mietzinses. Weiter die von im Privatdienste stehenden Beamten, Angestellten, Arbeitern, Gehilfen usw. wegen ihrer Gehalts- und Lohnansprüche, von öffentlichen und Privaten Kranken- und Erziehungsanstalten wegen Bewahrung von Unterricht, Verpflegung und Heilung, endlich die von öffentlichen und Privatlehrern, von Ärzten, Rechtsanwältinnen, Gerichtsvollziehern wegen der Gebühren und Honorare. — § 196 BGB.

Werden jedoch von Kaufleuten und Handwerkern im Waren für den Gewerbetriebe des Schuldners geliefert, so verjähren die Ansprüche daraus erst in vier Jahren. Die gleiche Frist gilt für die Rückstände an Zinsen, Renten, Besoldungen öffentlicher Beamten, Unterhaltungsansprüchen und anderen regelmäßig wiederkehrenden Leistungen, soweit diese nicht ab § 196 BGB der zweijährigen Verjährung unterliegen.

Der Beginn der Verjährung ist dem Zeitpunkt vorliegt das Gesetz auf den Jahresabschluss, von dem Zeitpunkt ab in dem der Anspruch entstanden ist. Es verjähren also z. B. am 31. Dezember 1932 die Ansprüche von Kaufleuten, Handwerkern usw., die im Jahre 1930 entstanden sind.

Als Mittel gegen den Ablauf der Verjährungsfrist kennt das Gesetz die Hemmung und die Unterbrechung. Die Unterbrechung des Zeitraums, währenddessen die Verjährungsfrist abläuft, tritt in die Frist nicht einrechnet wird. Hierunter gehören Stundung des Anspruchs, Verhinderung durch höhere Gewalt, oder durch den Stillstand der Rechtspflege (z. B. im Kriegsfalle).

Ungleich wichtiger ist die Unterbrechung der Verjährung. Sie bewirkt, daß nach Beendigung der Unterbrechung eine neue volle Verjährungsfrist wieder in Lauf gesetzt wird, daß also im Gegensatz zu der Hemmung die vor der Unterbrechung liegende Frist nicht verstrichen ist. Die Verjährung wird unterbrochen vor allem durch die Klage auf Leistung oder Befristung. Es ist aber erforderlich, daß die Klage oder der Antrag auf Zahlungsbefehl usw. noch vor Jahresfrist bei Gericht eingehen. Nach rechtskräftiger Zahlungsbefehl oder nach rechtskräftiger Zahlungsbefehl oder nach rechtskräftiger Zahlungsbefehl erst in 30 Jahren. Nachdrücklich ist aber darauf hinzuweisen, daß die Unterbrechung nicht bewirkt wird durch eine einfache Mahnung, auch nicht durch Einschreibebriefe oder durch einen Postauftrag.

Die Schuld der Susanne Mariski

Roman von Margarete Ankelmann

Copyright by Martin Fuchtwanger, Halle (Saale)

Auch nach Malfenhausens Tod würde durch ein Verbot für den Neffen einmündig geformt sein; aber den Gedanken an Malfenhaus und an die übrige Erbschaft müßte er sich selbstverpflichtend aus dem Kopfe schlagen.

Sans Zagenheim antwortete nicht auf dieses Schreiben. Malfenhaus sah das Briefchen bis zu seinem Tode nicht mehr etwas von seinem Neffen gehört, weißtens nicht auf diesem Wege. Er wusste indes, daß Sans Zagenheim in der Reichsversammlung zurückgeblieben war und dort seine Rechtskommissarstelle bekleidete. Es hatte den Anschein, als ob ihm die Vorränge auf dem Seidehofe wenigstens einmündig zur Verneinung gebracht hätten; es sei wenigstens an seiner Lebensweise nicht mehr so viel auszusprechen wie früher, wurde berichtet. Damit mußte sich der alte Herr zufrieden geben.

Als Susanne zum ersten Male aus ihren Fieberphantasien erwacht war und mit klaren Augen um sich blicken konnte, hoch sie verwundert den Kopf. Was hatte das zu bedeuten? Daß sie hier in ihrem Bett lag, daß sie ihren kleinen Malfenhaus konnte, daß sie seinen Namen die zum Fenster hereinhaute? War das nicht Peter, der jetzt auf Seidenhofen herbeigekommen war und mit leuchtenden Augen zu ihr herüberlief?

War das ein Traum gewesen, daß sie einen Abschiedsbrief geschrieben hatte — daß sie in den Park gefahren war hinunter zum Teich?

Im Nu war Peter neben ihr, als er die wachen, klaren Augen seines Weibes sah. Bestimmt legte er seinen Arm um die garten Schultern, bestete er den blauen Stoff an seine Brust.

Leise, fätschlich freischreitete er Susannes Wangen. Regungslos ließ Susanne die Zärtlichkeiten über sich

Neues aus aller Welt

Hilfsmagnahmen für Mansfeld.

Die von der Reichsregierung und der Preussischen Staatsregierung mit der Mansfeld A. G. für Bergbau und Hüttenbetrieb in Gießleben wegen der Stilllegung des Mansfeldischen Kupferbergbaues abgeschlossenen Verträge laufen mit Ende dieses Jahres ab. Da die Aufrechterhaltung der genannten Kupferbetriebe nach wie vor im öffentlichen Interesse dringend geboten ist, die Gesellschaft aber angesichts des ansehnlichen Verlustes der Bergbaubetriebe hierzu zur Lage ist, sind bereits vor längerer Zeit von den beteiligten Stellen Verhandlungen über die Fortführung der Hilfsmagnahmen der öffentlichen Hand aufgenommen worden, die vornehmlich demnachst zum Abfluß gebracht werden können. Zur Verwirklichung der bei der Fortsetzung der Stilllegung in den nächsten fünf bis sechs Jahren voraussichtlich vom Reich anzubringenden Mittel ist die Reichsregierung durch eine Verordnung, die im Reichsgesetzblatt erschienen wird, ermächtigt worden.

Der Schloßbrand in Weichenfels.

Weichenfels. Zu dem Brand im Weichenfelder Schloß wird noch bekannt. Die elektrischen Lichtdrähte, die mit der Schloßuhr verbunden sind, löbten am Mittwochabend plötzlich Feuer. Daraus schloß man, daß hierdurch in der Schloßkuppel Kurzschluß und schließlich das Feuer entstanden ist. Das Feuer, das gegen vier Uhr morgens ausbrach, wurde sofort von einigen Schupo-Beamten, die in dem Schloß untergebracht waren, durch rasches Löscharbeiten abgeblüht. Die alarmierte Feuerwehr rüde mit sechs Motorpumpen an und bekämpfte den Brand aus elf Schlauchleitungen. Bereits nach drei Stunden war das Feuer abgeblüht. Die Kuppel mit dem Kupferdach ist völlig ausgebrannt und herabgefallen. In dem Gebäude selbst ist nur geringer Schaden entstanden. Die Kuppel, die dem Schloß seinen eigentlichen Charakter gibt, wird vermutlich wieder aufgebaut werden. Dieser Plan wird jedoch erst nach der Beschaffung der Mittel verwirklicht werden können.

Weichenfels. Der Schaden, den der Brand in der Kuppel der Augustenburg verursacht hat, wird auf etwa 600 Mark berechnet. Da es sich aber um ein historisches, als Denkmalswert liegendes Gebäude handelt, läßt sich eine genaue Bilanz nicht ziehen. Als historisches Gebäude war das Schloß auch nicht versichert, da die Prämiensumme bei dem großen Umfange des Staatsbesitzes in seinem Verhältnis zum Brandrisiko liegen würde.

Der Brand hat übrigens auch den Raumraum der Polizei durch Sachschaden und Wasserbeschädigung schwer in Mitleidenschaft gezogen.

Neighbomben in der Christnacht.

Die Täter unermittelt.

Saalfeld (Saale), 27. Dezember. Am Heiligen Abend gegen 23 Uhr warfen Unbekannte durch ein Baumstücker des Pfarrers Fißcher eine mit Salzsäure und Karbid gefüllte Flasche, die unter lautem Getöse explodierte und im Zimmer große Verwüstungen anrichtete. Verletzt wurde niemand, jedoch fiel die anwesende Schwester des Pfarrers in Ohnmacht. Eine zweite Flasche wurde kurz danach gegen ein Fenster der über der Pfarrerecke stehenden behelflichen Wohnung des Polizeibereitschafters geschleudert, sie prallte jedoch ab und explodierte nicht auf der Straße. Eine dritte Flasche fand man im Vorgarten; ihr Inhalt wird untersucht.

Bisher konnte noch nicht festgestellt werden, ob das Attentat dem Pfarrer ein Verbrechen angedacht war. Pfarrer Fißcher, der die Gefährdung für seine Person am Tage zuvor zum Unterbrechung bringende entlassene Strafgefangene abgewiesen. Man behauptete je z. B. die Täterschaft, doch befügte sich der Verdacht nicht.

Kommunistische Weihnachtsdemonstration

Berlin, 27. Dezember.

Am Nachmittage des 24. Dezember sammelte sich in Steglitz eine größere Menschenmenge an, um einen kommunistischen Demonstrationstag zu bilden. Ein Vetter, der einen der Teilnehmer verhaften wollte, mußte, da er von der Menge angegriffen wurde, seinem Vorhaben nicht nachgeben. Dabei wurde ein unbeteiligter Vorübergehender durch eine Kugel in den Oberarm verletzt. Zwei Personen mußten zwangsgewaltig werden.

Zwei Fabriken eingeeäschert

Berlin, 25. Dezember.

Innerhalb von zwei Tagen brannten in Berlin-Kleinodendorf zwei Fabriken nieder. In einem Falle wurde das zweiöckrige Gebäude der Polierwollefabrik von Max Wolf im Raub der Flammen. Die Brandursache konnte noch nicht festgestellt werden. Das zweite Großfeuer entbrannte nachts in der früheren Ziegler Manufakturfabrik. Bereits beim Eintreffen der Feuerwehren war der Dachstuhl ein einziges Flammenmeer und stürzte in sich zusammen. Trotz angestrengter Arbeit der Löschmannschaften, gelang es nicht, irgend etwas von der Einrichtung und den Borräten der Firma zu retten. Der das Gebäude jetzt schützende, die hauptsächlich Sprenganlagen für Gartenfontäne u. a. auch Wäpfelecken herstellte, sind dem Feuer zum Opfer gefallen. Auch die auf dem Boden lagernden Fertigwaren und Rohstoffe sind vernichtet. Die Einlieferungsurkunde konnte nicht festgestellt werden, da das Feuer beim Eintreffen der Wehren bereits zu weit vorgeschritten war.

Brandstiftung durch Kurzschluß

Görlitz, 27. Dezember.

Der Brand des Reichshofes in Görlitz, bei dem bekanntlich zwei Feuerwehrleute ihr Leben einbüßten, hat nunmehr seine Aufklärung gefunden. Der am 20. Dezember unter dem Verdacht der Brandstiftung verhaftete Berauscher Thomsen, der bereits seit über 20 Jahren in dem Anhalter des Gebäudes wohnt, hat sich in dem Verfahren im Amtsgerichtsgefängnis in Görlitz ein umfassendes Geständnis abgelegt. Er gibt an, den Brand im August dieses Jahres im Auftrage seines Arbeitgebers Schönfeld angelegt zu haben. Der Plan zu der Brandstiftung ist im gemeinsamen Willen Schönfelds und Schneiders bereits im letzten Jahr vorher befohlen worden.

Schneider, der mit elektrischen Anlagen befaßt war, hat im Einverständnis mit Schönfeld, der inzwischen ebenfalls verhaftet worden ist, vor dem Brande einen Kurzschluß in der Bauernstube des Refektoriums herbeigeführt. Schneider hat weiter angegeben, der Grund zu der Brandstiftung habe in den misslichen wirtschaftlichen Verhältnissen Schönfelds gelegen.

Schneider hat übrigens auch gestanden, auch die Kollenden des Gartenabstuflements, die vor einigen Jahren völlig niederbrannten, in Brand gesetzt zu haben.

Arbeitslose für den Pariser Nachtloste

Paris, 27. Dezember. Am Heiligen Abend verdrückte eine größere Anzahl von Arbeitslosen unter dem Ruf „Brot oder Arbeit“ in verschiedene Nachtloste auf dem Montmartre einströmten. Von der Polizei wurden die Demonstranten zerstreut und 200 Verhaftungen vorgenommen.

Kleiner Warenhausbrand in Barcelona

Der unheilbringende elektrische Funke.

Barcelona, 27. Dezember.

Am Heiligen Abend entbrannte in einem großen Warenhaus der Rambla-Strasse dadurch ein Feuer, das ein Funke eines in einem Schaufenster ausgestellten elektrischen Spielzeugs auf leicht entzündbare Gegenstände der Fensterdekoration übertrug. Mit rasender Geschwindigkeit verbreitete sich der Schaufensterbrand und griff auf den ganzen Häuserblock über. Sieben Gebäude wurden völlig niedergebrannt; nur noch einige Fassaden blieben stehen geblieben. Sechs Personen wurden bei der Löscharbeiten verletzt.

Wie es heißt, sind die Folgen der Brandkatastrophe schwerwiegender Natur. Der entstandene Schaden soll durch die Versicherungssumme angeblich nicht gedeckt sein. Auf diese Weise würden nicht nur die 100 Angestellten des Warenhauses, die nun brütlos sind, sondern auch 8000 Klienten gefährdet sein.

Bergwerksunglück am Heiligen Abend

51 Mann verhaftet.

Springfield (Illinois), 27. Dezember. In Moweaqua, einem kleinen Bergwerkstädtchen des Staates Illinois, wurde am Heiligen Abend durch eine Explosion in einer Tiefe 51 Bergleute in einem 200 Meter unter Tage liegenden Stollen verhaftet. Man weiß noch nicht, wieviel Opfer zu beklagen sind und hofft, daß es gelingen wird, zu den Verhafteten vorzubringen. Einige Tote wurden schon geborgen.

ergehen. Das alles war zu schön, als daß sie es durch eine Frage hätte lösen wollen. Langsam schielte sie unter den wunden Händen ihres Mannes, wieder ein, zu einem langen, ruhigen Gestandnis.

Dann, langsam und allmählich, erfuhr sie alles, erfuhr sie mit innerer, seliger Beglücktheit, was sich zugetragen hatte.

Sie vermochte es zuerst nicht zu fassen, wie alles gekommen war; konnte nicht glauben, daß Peter jetzt alles wußte und ihr verziehen hatte, sie nur noch inniger liebte als zuvor und an nichts anderes dachte, als an sie und an ihre Genesung.

Das Glück dieser Erkenntnis machte sie schneller gesund, als man es zuerst für möglich gehalten hatte. Sobald sie aufstehen, das Sans verlassen durfte, bestund Peter darauf, mit Susanne einen Spaziergang zu machen. Es war mittlerweile wohlkommoder geworden und der Arzt schloß vor, einen hochgelegenen Ort zu wählen, wo die Dinge nicht so sichtbar war. Man einigte sich auf Kloster, dem wunderbaren Schweizer Lustort.

Susanne und Peter lebten dort ganz für sich allein, an nichts anderes denkend als an ihr wiedergefundenes, durch schwere Not erkauftes Glück. Es war alles wie in den ersten Tagen ihrer Liebe, nur vertiefter, inniger, glühender. Sie durchdrangen einander mit ihrer Zärtlichkeit, einer ging völlig in dem anderen auf.

Und dann, als Susanne völlig gesund war, aufgeblickt in wunderbarer, fröhlicher Schönheit — der Herbst fing gerade an, sich liebevoll bemerkbar zu machen —, lebten die beiden in die Heimat zurück.

Peter hatte für Susanne eine ungeheuer Lieberausübung bereit. Die Förstersfrau hatte sich von ihrer schweren Krankheit nicht mehr erholen können; vor einigen Wochen war sie fast entschlafen. Förster heilte beide, wenn auch schweren Herzens, eingewilligt, Magdalene von sich zu geben. Peter Seiden hatte ihm alles erzählt, nur ihm allein. Die Förstersfrau sollte durch diese Sache nicht mehr beunruhigt werden.

Der alte Förster hatte tief erschüttert zugehört und er sah ein, daß man das Kind nicht länger mehr der schwergeprüften Mutter vorenthalten durfte, nachdem die Förstersfrau die Trennung von ihrem Liebsten nicht mehr zu erleben brauchte.

An dem Tage, an dem Peter und Susanne heimkehrten, siedelte Magdalene auf den Seidehof über, zu der guten, lieben Tante, wie sie Susanne zunächst noch nennen sollte.

Später, wenn sie älter und verständiger war, würde man ihr alles erzählen; dann würde sie wissen, daß sie neben ihrem guten, toten Mütterchen noch eine andere Mutter hatte, die von jetzt an ihren Lebensweg behüten und beschützen würde.

An einem wunderbaren Schiffsmonatstage fuhren Peter und Susanne den abfahrenden Wag von der Station zum Seidehof, im kleinen, offenen Wagen.

Es war eine andere Fahrt als jene erste, mit der Susannes Lebenszeit von neuem begonnen hatte.

Susanne hatte nicht erfahren von dem Tode der Förstersfrau; ihr Mann hatte absichtlich von diesen Dingen zuletzt nicht mehr mit ihr gesprochen. Susanne wunderte sich, als der Wagen am Forsthaus vorüberfuhr, ohne anzuhalten. Sie warf einen Blick auf Peters Gesicht, und ihr Herz begann wie toll zu schlagen, als sie das leise Röcheln sah, das über seinen Lippen lag. Aber sie fragte mit keinem Worte.

Dann, als der Wagen vor dem großen Seidehofportal vorfuhr, konnte sie den Ausruß höchsten Entzückens nicht zurückhalten. Dort, dort auf der Treppe, an der Sand des Geheimrats Malfenhausens — dort hand Magdalene, ihr Kind, ihr heilgebettes, lange entbehrtes Kind.

Jetzt würde es immer bei ihr bleiben, das mußte sie mit einem Male. Jetzt hatte sie ihren herrlichen Mann und das süße Kind! Jetzt gab es nichts mehr, das siehste zur letzten, tiefsten Glückseligkeit.

— Ende —

Das Leben im Wort

Nr. 52



Unterhaltungsbeilage



1932

Der Gottesgarten

ERZÄHLUNG VON L. GUBALKE

(Nachdruck verboten.)

2. Fortsetzung.

Bertram berichtete seiner Mutter, daß er eine Wohnung gefunden, in einem Hause, das sie sicherlich auch kenne, das zu schön und merkwürdig sei, um übersehen zu werden. Er schrieb: „Du hast mir ganz Hohlfelde geschildert, Du hast mir die Namen vieler Familien genannt, nur die Familie Dehnhardt liehest Du aus. Das muß mich in Erstaunen setzen, denn sie ist eine der angesehensten hier, gehört zu den alteingesessenen. Willst Du mir den Grund Deines Schweigens angeben? Die Familie Dehnhardt steht nur noch auf zwei Augen, die etnem schönen und, wie mir scheint, sehr einsamen Mädchen gehören. Ihr Großvater ist vor einiger Zeit gestorben, ihre Eltern schon, als sie ein einjähriges Kind war.“ -- Von dem Spul, der das Haus unsicher machen sollte, schwieg er. Wozu Dinge erwähnen, die für ihn nicht vorgehanden waren!

Er blieb bis über Mitternacht hinaus auf, da er sich in ein Buch über Indien vertieft hatte, und stellte fest, als er sich in dem bequemen Bett ausstreckte, daß er nichts erlebt habe, was ihm seine Wohnung hätte verleiden können.

Als ihn Babette am anderen Morgen, während sie ihm das Frühstück hinreichte, fragte, ob er gut geschlafen habe, und ihn anglicklich dabei anblickte, konnte er mit gutem Gewissen antworten: „Ganz vortrefflich.“

Sie sah ihn ungläubig an. Sie hatte bestimmt eine andere Antwort vorausgesehen. Sie war fest überzeugt, daß er nicht die Wahrheit sage. Sie blieb stehen und fragte: „Wirklich und wahrhaftig vortrefflich?“

„Gewiß und wahrhaftig, Fräulein Babette, sogar vollkommen traumlos.“

Dann aber legte er die Hand gegen die Stirn und verbesserte sich: „Warten Sie, Fräulein Babette — nein doch — ich —“

Babette war ganz erschrocken. Was würde jetzt kommen?

Er rieb sich die Stirn. „Traumlos? Nein, doch nicht

traumlos. Aber dieser Traum war sehr interessant und merkwürdig.“

„Die gebildeten und aufgeklärten Leute geben nichts auf Träume. Die Bibel ist anderer Meinung. Unserer hat seine besonderen Gedanken über Träume. Mich haben sie nie betrogen — oft genug gewarnt. Aber wer läßt sich denn heute noch warnen?“

Althemer dachte, er werde sich hüten, Babette seine Ansichten über Träume kundzutun. Um sie aber nicht zu kränken und um sich selbst den Traum noch einmal zu vergegenwärtigen, erzählte er: „Ich fuhr im Traum in einem wunderschönen Reisewagen durch fremde Gegenden. Der Wagen war mit schweren Pferden bespannt, denen man die Ausdauer ansah.

Ich saß in Gesellschaft zweier Herren, von denen der eine einen Mantel mit mehreren übereinanderfallenden Kragen trug und eine Schirmmütze. Den anderen kann ich nicht mehr genau beschreiben —“

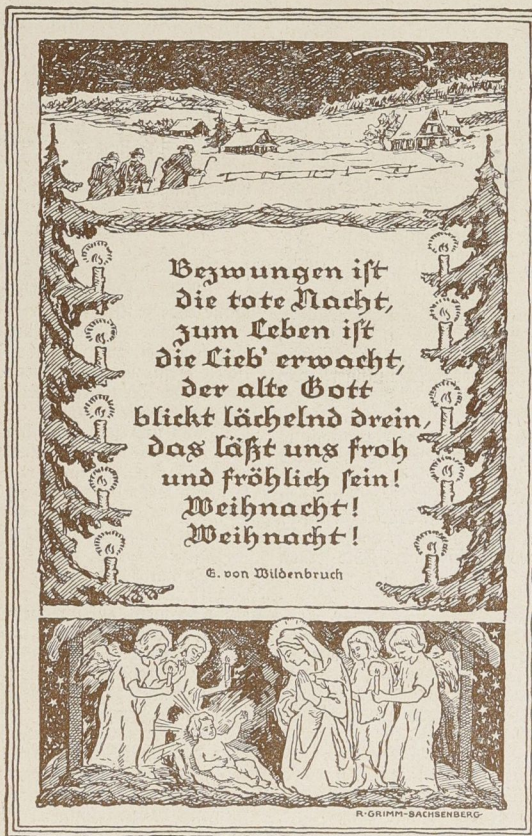
„Guter Gott im hohen, hohen Himmel!“ rief die Alte und schlug die Hände zusammen. „Dann haben Sie den seligen Doktor Dehnhardt im Traum gesehen. Hat er mit Ihnen gesprochen? Hat er Sie bedroht?“

Althemer kam sich kindisch vor. Erzählte einer alten Amme seine Träume! Was fiel ihm ein?

Babette drang, zitternd vor Aufregung, in ihn: „Unser Reisewagen, der noch in der Remise steht, weil sich das Fräulein nicht von ihm trennen mag, den haben Sie vorher nie gesehen? Das Fräulein hat Ihnen auch nicht davon erzählt?“

Er mußte gestehen, daß er keine Ahnung vom Dasein eines Reisewagens gehabt. Die Alte seufzte: „Nun geht das Unheil von neuem an!“

Althemer sagte, über sich selbst ärgerlich: „Bitte, erzählen Sie Fräulein Dehnhardt nichts von diesem Traum, es brächte ihr unnötige Aufregungen. Mir aber macht es nichts aus, allmächtig von diesem alten Herrn zu träumen und in seinem schönen Wagen Reisen zu unternehmen. Ich



kenne noch sehr wenig von der Welt." -- „Aber Doktor Dehnhardt kannte die ganze Welt. Er wußte viele Dinge, die sonst niemand weiß. Der Herr Major Schneider pflegte immer zu sagen: Dehnhardt hat hinter den Vorhang geschaut, und Pfarrer Kleinert war oft ganz traurig, wenn er die anderen Götter, die doch das erste Gebot ausdrücklich verbietet, anerkannt haben wollten. Ach, was habe ich da manchmal schweigend anhören müssen, wenn ich bei den kleinen Abendgesellschaften, die der selige Herr gab, aufwartete! Diese fremden Völker, unter denen er lebte, haben ihm ihre Geheimnisse mitgeteilt. Das war nicht zu seinem Heil, denn sein Christentum ist dabei in die Brüche gegangen. Ich stand so mit ihm, daß ich ihm ins Gewissen reden durfte — mit allem Respekt natürlich. Er lachte zwar über meine Angst, aber er hatte wenigstens nichts dagegen, daß unser Kind im echten Glauben erzogen wurde.“

„Und nun meinen Sie vielleicht, Doktor Dehnhardt findet keine Ruhe wegen seines verlorenen Christentums? Muß hier umgeben?“ Der Assessor konnte ein feines Lächeln nicht verbergen, so daß Babette ein wenig ärgerlich bemerkte:

„Sie gehören auch zu den Spöttern, Herr Assessor! Nein, mein seliger Herr kann gewiß ruhig schlafen, bis zum Tage des Gerichtes, er tat niemand etwas Uebles. Wenn er aber wirklich keine Ruhe finden sollte, so wäre es aus Sorge um unser Kind, um Fräulein Henriette, weil sie schutzlos zurückblieb . . . Uebrigens, ich habe den seligen Herrn nie gesehen, nachdem er zu Grabe getragen ist.“

„Es wird ihn auch niemand sehen, gute Babette, und Fräulein Dehnhardt ist nicht mehr unbeschützt, seit ich diese Zimmer bewohne.“

Babette entfernte sich, sichtlich beunruhigt.

Althener aber saß vor seinem Frühstück, ohne es zu berühren. Was war das? Dieser Traum? In einem Wagen, der wirklich vorhanden sein sollte, hatte er mit einem Verstorbenen eine Fahrt gemacht? Durch eine liebliche Landschaft . . . Je länger, desto mehr fielen ihm Einzelheiten ein. Der Weg führte an einem Wald entlang — Birole riefen, Drosseln sangen, der Fink lockte. Gerade hatte er seinen Begleiter anreden wollen, als er von dem Gesang einer Nachtigall erwachte.

Mechanisch trank er eine Tasse Kaffee. Die Uhr im Nebenzimmer schlug die neunte Stunde. Es war Zeit, seiner Pflicht nachzugehen. Während er seine Aktenmappe packte, fiel sein Blick auf eine Zeichnung, die neben dem Fenster hing. Sie stellte einen Reisewagen vor, der an einem Wald entlangfuhr. Zwei Personen saßen darin. Die eine trug einen Mantel mit mehreren übereinanderfallenden Kragen und eine Schirmmütze.

Er lächelte belustigt und atmete auf. So einfach erklären sich Träume?

Oder blieb die letzte Ursache, weshalb ihm ein nur flüchtig erschautes Bild im Traum zur deutlicheren Erscheinung wurde, dennoch unerklärt?

Zuerst wollte er Babette herbeirufen, um ihr seine Entdeckung mitzuteilen. Dann unterließ er es. Seine Veranlagung neigte dazu, Abstand zwischen sich und die Menschen seines täglichen Umganges zu legen.

Es stand bei ihm fest: Es galt hier nicht, überflüssigen Dingen auf die Spur zu kommen, sondern ein Rätsel zu lösen, das im Irdischen wurzelte. Sein Spürsinn war erwacht. Sein Interesse für ein scheinbar schutzloses Mädchen beflügelte seinen Willen, Helfer zu sein.

*

Seine Kollegen, ein Referendar und ein jüngerer Richter, sowie die Herren, mit denen er den Mittagstisch im „Schwan“ teilte, bestürmten ihn, er solle von seinen Erlebnissen berichten.

„Sie haben tatsächlich nichts erlebt?“ fragte der Referendar enttäuscht. — Er versicherte vorgeblich, wie gut und ruhig die Nacht gewesen sei.

„Was haben Sie geträumt?“

Er zuckte die Achseln: „Meine Mutter hat mir gesagt, es sei geschmacklos, seine Träume zu erzählen. Einer meiner Lehrer, der sich gerne mit der anderen Seite der Dinge beschäftigte, meinte sogar, es sei gefährlich und unvorsichtig, weil unsere

Träume ein Spiegel unseres wahren Wesens seien. Also können Sie nicht verlangen, daß ich eine Geschmacklosigkeit oder eine Unvorsichtigkeit begehe.“

Er enttäuschte mit diesen Worten seine Tischgesellschaft und befestigte ihren Glauben, daß auch er bereits von dem Spuk belästigt worden sei.

Als er eine Strecke gemeinsam mit einem unverheirateten Schulamtskandidaten, der das Rektorat der städtischen Knabenschule verwaltete, heimwärts ging, meinte dieser mit einem satirischen Lächeln: „Sie haben nichts erlebt, was Ihre Ruhe störte — bis jetzt. Aber Sie werden noch allerlei erleben.“

„Dinge, die meine Ruhe stören können?“

Als der Assessor seinen Begleiter mit leisem Unwillen ein wenig verächtlich ansah, rief dieser lachend:

„Nun, ich habe die Leute genau gekannt, die von dem seligen Doktor Dehnhardt belästigt sein wollen, weil er sie mißbilligte. Wenn ich auch das erstere bezweifle, gebe ich das andere restlos zu. Ich habe sogar die blauen Flecke gestreichelt, der letzte, ein Referendar, davontrug, als er die Treppe hinabfiel. Er hatte nämlich in seinem Eifer, Fräulein Dehnhardt in die Augen zu sehen, eine Stufe ausgelassen. Ich habe zwar nie begriffen, was der verstorbene Doktor Dehnhardt mit dieser Angelegenheit zu tun haben soll; trotzdem bin ich jetzt überzeugt, daß er diesen Einwohner ebenso mißbilligte wie einige andere.“

Althener befaß sich seinen Begleiter, der verschiedene Merkmale eines verbummelten Genies ziemlich deutlich an sich trug, mißtrauisch.

Der Kandidat, so hatten die Tischgenossen Martin Balzer genannt, nickte verstehend und wehmütig.

„Wie wird ein Assessor, also ein Mann mit einem bestandenen Staatsexamen, einem Menschen, der niemals die Ehre und das Glück einer solchen Abtempelung erfahren wird, Glauben und Vertrauen schenken!“

„Glauben Sie, ich beurteile die Menschen nach bestandenen Examen?“

„Nein, nicht nur danach. Aber bestimmt nach dem äußeren Schein. Und Sie tun recht daran. Schein trügt nicht so oft, wie man annimmt.“

„Ich habe Sie nicht kränken wollen. Es war mir peinlich, von Dingen zu reden, die mit meiner Hausgenossin in enger Verbindung stehen.“

„Ich verstehe Sie vollkommen.“

„Man soll alles tun, alberne Gerüchte aus der Welt zu schaffen — das geschieht am besten, wenn man sie totschweigt.“

„Albern sind diese Gerüchte — aber nicht ungefährlich. Ich kenne ihre Entstehungsart.“

Es war Althener in diesem Augenblick lästig, über eine Angelegenheit zu reden, die ihn halb und halb zu einer lächerlichen Figur machte. Dennoch zog ihn ein unbestimmtes Gefühl zu diesem Menschen, mit dem das Leben nicht zärtlich umgegangen zu sein schien. Deshalb reichte er ihm zum Abschied die Hand und sagte: „Ich möchte wohl zu gelegener Zeit aus Ihrem Munde eine genaue Schilderung dieses Spukes hören!“

„Sie finden mich immer bereit, wenn es gilt, das Andenken Heinrich Dehnhardts hoch- und heiligzuhalten. Ich verdanke ihm, daß ich noch bin, was ich bin.“

Am Nachmittag erlebte er noch einmal das gleiche taktlose Fragepiel.

Er hatte mit seinem Aktuar, einem alten verstaubten und verbitterten Aktenwurm, eine Fahrt über Land zu machen, um ein Testament aufzunehmen.

Der mißvergnügte Alte fragte: „Doktor Dehnhardt hat Sie wohl festgehalten, da Sie eine halbe Stunde zu spät kommen?“

Unfreundlicher, als es seine Art war, klang Altheners Zurechtweisung: „Bitte, unterlassen Sie in Zukunft mir gegenüber solche Fragen!“

Der Aktuar erwiderte, um sich zu rechtfertigen: „Es sind aber doch ungeheuerliche Dinge vorgekommen.“

„Sollte Ihnen nicht bekannt sein, wie Lawinen und Lügengeschichten entstehen, und daß beide mörderische Wirkungen haben können? Ich habe keine ungeheuerlichen Dinge erlebt.“

(Fortsetzung folgt.)

Adagio

Von Steinkirch

Er war ein seltsamer Mensch, einer von jenen, die sich immer auf den Zwischenstufen der Dinge bewegen, die in allen Nuancen des Lebens mitzuschwingen, nie aber auf einen Punkt sich konzentrieren können.

So waren auch alle seine Bildwerke, ein wenig fragend immer, ein Undefinierbares vermessen lassend, aber doch wieder irgendein Mehr gebend, etwas das mehr war, als nur ein Bild — eine Statue, das man empfand wie ein Auszlingen, ein Verhauchen.

Und das hatte ihm seinen Namen gemacht und er war einer von den ganz wenigen, dem sie sein Können mit Gold aufwogen. Aber er war einsam — ganz einsam. Nicht, daß sich nicht Menschen genug um ihn scharten — aber sie waren so fern alle, weil sie alle hüßlich ordentlich auf einer der vielen Stufen zwischen Himmel und Erde standen und sein Zwischen-den-Dingen-Schwingen nicht begreifen konnten.

Und am Weihnachtsfest schloß er sich vollends von ihnen ab. Das feierte er ganz für sich allein mit dem Letzten, das seine Kunst ihm geschenkt hatte. „Einmal im Jahr muß ich dem danken, der sie mir geschenkt hat.“ — sagte er einmal einem von den ganz wenigen, die ihm näher standen. „Und wenn die Glocken ihr Freude — Freude!! über alle ausschütten, dann will ich in diesem Klang ganz ungestört mitzuschwingen können!“

Es war ein eigenartig schönes Fest, das er da mit seiner Kunst allein feierte. Er stellte dann das Werk, das ihm als das Schönste des Jahres erschien, in seinem Atelier auf, alles andere räumte er fort; nur ein paar blühende Blumen und dunkle Tannenzweige durften neben ihm ihre Stimme erheben. Er empfand dies stets so, als wenn das Bild plötzlich ganz neu wurde vor ihm, ganz unbekannt, ein Geschenk, das ihm gemacht wurde und für das er dankbar war. — Diese seine Weihnachtsgeschenke, wie er sie nannte, verkaufte er nicht, sondern behielt sie. Eins oder zwei von ihnen hatte er wohl einmal einer blaffen blonden Frau geschickt, die kurze Zeit in seinem Leben gewesen war.

Auch diesmal hatte er das eigenartig steile, ragende Frauenbildnis mit dem Gedanken an diese seine Weihnachtsfeierstunde begonnen. Es war seltsam, wie alle seine Werke. „Die Ferne“ wollte er es nennen. Er hatte lange gesucht, bis er ein Modell für diese Statue fand. Ein ganz fernes, zeitloses Gesicht mit dunklen weit vorausschauenden Augen, freud-, leid- und leidenschaftslos, von einer erdfernen kühlen Schönheit, wie sie manche alte griechische Statuen haben. Dann hatte er sie endlich gefunden, und nun, kurz vor dem Fest, war sie nicht mehr gekommen, einfach weggeblieben — ohne Erklärung. Vielleicht war sie nur verreist — jedenfalls konnte er sie nicht finden.

Und so hätte sein Altar an diesem Weihnachtsabend nicht das Bild tragen sollen, das dafür bestimmt war, sondern ein anderes, in das vielleicht Gedanken an andere, tieferstehende Dinge mit hineingeknetet waren.

Darum war auch er verreist, hatte sich in ein kleines Bergnest verkrochen, in dem nur wenige Menschen waren und meist nur solche die gleich ihm einsam sein wollten.

Und dann kam der Heilige Abend. Als es früh dunkel zu werden begann, war er hinausgegangen in die helle Verzäuberung des verschneiten Waldes. Lange war er umhergewandert, nur mit seinen Gedanken beschäftigt und dem Gefühl seiner großen Einsamkeit. Und dann begannen die Glocken ihre Weihnachtsbotschaft über die Welt hinauszuschicken... und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Der einsame Mann blieb stehen. „Gloria sei Gott in der Höhe!“ — empfand auch er — dem Gott, der diese Welt geschaffen hat und die Glocken und das alte Wunder „Ein Stern ging auf“ und mich und die Kunst und mein Einsamkeit.

Er trat aus dem Wald auf die Landstraße. Seitwärts streckten sich die weißen Flächen der verschneiten Felder. Es war ihm, als müßte jetzt der Himmel sich auf tun und eine Stimme herunterkommen: „Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkündige euch große Freude!“ — Aber der Schein, den er nach einer Weile auf der Chaussee aufleuchten sah, kam nur von einem Auto, das am Rande der Straße stand. Als er näher kam, sah er, daß eine Frau sich an der geöffneten Haube zu tun machte. Er konnte nur ungewiß die Konturen eines selbst im Pelz zart und grazil wirkenden Körpers sehen, und aus dieser Grazilität schloß er, daß es eine Frau war. Sie richtete sich auf und sah dem Näherkommenden mit einem hilflosen Gesicht entgegen. Er trat heran.

„Bitte.“ — sagte er beinahe ein wenig schüchtern, „kann ich Ihnen vielleicht irgend etwas helfen?“ Hilfslosigkeit lag in ihrer dunklen Stimme, als sie sagte: „Ich weiß nicht, ich komme nicht damit zurecht, — ist es noch weit bis zum nächsten Ort?“ — „Eine halbe Stunde durch den Wald.“ sagte der Mann, „es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht direkte Hilfe leisten kann, ich verstehe nichts von Automobilen.“

Die Frau beugte sich wieder über den Motor. „Es wird nichts helfen.“ — sagte sie nach einer Weile, „ich werde ihn abschleppen lassen müssen, ich kann den Fehler nicht allein finden.“ — Sie sah ihn an, eine Bitte im Blick. „Wenn Sie mir den Weg durch den Wald zeigen würden?“ fragte sie zögernd.

Und so schritten sie nebeneinander durch das Klingen der Glocken, zwei Menschen, die der Zufall zusammengeführt hatte, um sie gleich darauf wieder auseinanderzutreiben.

„Ich wollte zu meinem Mann.“ sagte die Frau nach einer Weile, „er ist hier in der Nähe zum Winterport.“ Ein kleines Lächeln war in ihrer Stimme. „Er ist ein großer Skiläufer! Und ich wollte ihn überraschen... und dann, — ich kann am Heiligen Abend nicht allein sein.“ Ihre Stimme war wie die eines Kindes geworden. Er sah ihr zum erstenmal aufmerkamer ins Gesicht. „Schade!“

sagte er dann, halblaut, wie zu sich selbst. — „Was ist schade?“ fragte die Frau. — „Es ist schade.“ sagte er, „daß Sie am Volant sitzen — ich kenne Sie zwar nicht, aber ich fühle, daß es nicht zu Ihnen paßt.“

Sie war ganz still geworden. Seltsam, dachte sie, — ich habe es Jürgen nun schon so oft gesagt, daß all dieser Sport nicht zu mir paßt, und er meint immer, das müßte ich als seine Frau... und nun kommt irgendeiner, der mich im Dunkeln kaum sehen kann und spricht es aus! — „Woher wissen Sie das?“ fragte sie und fühlte plötzlich, daß dieser Mensch, dessen Wer und Was sie nicht kannte, ihr näher war als der, zu dem ihr Leben gehörte. — „Es paßt nicht zu ihren Bewegungen und zu ihrer Stimme.“ sagte er, „Sie sollten überhaupt nur Dinge tun, die weich und abgerundet sind. — Sehen Sie, vor einer Viertelstunde habe ich noch nichts von Ihrem Dasein gewußt — und doch sage ich Ihnen diese Dinge, und das ist vielleicht töricht und ungeschickt von mir und ich habe kein Recht dazu!“

Kurz ehe sie in den Wald eintraten, kam ihnen ein Radfahrer entgegen und im Licht der kleinen Laterne sah der Mann zum erstenmal deutlich ihr Gesicht. „Irgend etwas durchsuchte ihn — seine „Ferne“ trat ihm vor die Augen, die auch kein Gesicht hatte. Und da begann er, der fremden Frau die letzten Geheimnisse seines einsamen Künstlerlebens zu erzählen und sprach von seiner verstorbenen Weihnachtsfreunde und von dem unvollendeten Bildwerk in seinem Atelier.

Sie sah ihn mit ihren großen dunklen Madonnenaugen an. „Das ist schön.“ sagte sie, „wunderschön, und irgendwie erscheint es mir vertraut, als wenn ich das alles schon einmal gewußt und nur wieder vergessen hätte.“

Er blieb stehen. „Es gibt keinen Zufall.“ sagte er, „und ich glaube, Ihr Wagen hat nur darum verjagt, damit meine Statue ein Gesicht bekommt!“

Es war ein seltsames Weihnachtsfest: Zwei Menschen, die sich nicht kannten: ein Künstler, der das Gesicht einer fremden Frau mit dem Stift festhält, um es einem Bildwerk zu geben, das der Sinn des Festes für ihn hätte sein sollen. —

Und dann sprachen sie Dinge miteinander, die zwischen all dem standen, was Menschen sonst miteinander zu reden haben. Die halben Töne schlugen sie an, die nur so wenige verstehen.

Als sie auseinandergingen — ohne zu fragen — ohne sich vielleicht je wiederzusehen — wußten sie beide, daß sie vielleicht das erstmal in ihrem Leben dem Menschen begegnet waren, in dem all die Wellen einen Widerhall fanden, die auch an ihre Seele rührten. Aber eben, weil ihre Seelen auf die halben Töne gestimmt waren, fragten sie nicht und liebten sich an dieser einen Stunde genug sein.

Seine „Ferne“ aber lebte und war trotz allem der Sinn des Weihnachtsfestes.

Das Gesicht an der Tür

Eine Weihnachtserzählung von Christel Broehl-Delhaes

Jeden Mittag kragt eine alte Frau in den Vorpladhäusern bis in den vierten Stock und wirft mit geübtem Schwung die Tageszeitung vor die Türen der einzelnen Parteien. Es ist eine Leistung für die alte Frau, die seit vierzig Jahren Zeitungsträgerin ist, mit ihren alten, verbrauchten Beinen die hohen Treppen zu steigen, aber sie tut's. Sie könnte es sich viel einfacher machen, wenn sie die Zeitungen, fein abgezählt, einfach am Hauseingang in den Flur legen würde und jeder müßte sich die seine heraufholen, aber dazu ist sie zu gewissenhaft. In einem Hause, wo so viele Menschen wohnen, Wohnungsinhaber und deren Untermieter, da kann leicht die eine oder andere Zeitung weggelassen und gleich wird dann zur Geschäftsstelle gerannt und lamentiert, und dann heißt es, die alte Bekem habe sich verzählt, weil sie zu alt wäre. Ja, die alte Zeitungsträgerin ist alt, aber längst nicht so alt, daß sie einsam und ohne Be'häftigung in ihrem stillen Zimmerchen sitzen möchte. So tut denn die alte Frau ihre Arbeit und niemand kümmert sich um sie und niemand beachtet sie. — Aber in diesem Jahre macht das Treppensteigen müde. Es ist Advent und bald wird Weihnacht sein und dann gibt es zwei Tage Ruhe, zwei Tage Frieden, aber auch zwei Tage fühlbares Einsamsein. Ein Enkelchen möchte die Alte haben, das sollte unter ihren Weihnachtsbaum kommen und mit blanken Augen in die Lichter schauen. Aber die alte Zeitungsträgerin hat weder Mann, Kind, noch Enkelchen und niemand, dem sie am Heiligabend ein bescheidenes Festtischlein richten könnte.

Acht Tage vor dem Fest widerfährt der alten Pflückerin etwas Besonderliches. Im dritten Stock eines Hauses wird jedesmal bei ihrem Kommen eine Tür geöffnet. Nur spaltbreit öffnet sich die Tür, so daß ein blaßes Jungmännchengesicht nach draußen blicken kann. Ein Blick, getränkt mit strahlender Erwartung, schaut auf die alte Frau, aber das strahlend Erwartende ertrinkt in einem Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung und Sorge. Dann schließt sich die Tür wieder. Das wiederholte sich dreimal. Dann wird es der alten Zeitungsfrau zu dumm.

„Heda,“ ruft sie den jungen Mann an, gerade als er wieder enttäuscht hinter der Tür verschwinden will, „worauf warten Sie eigentlich jeden Mittag?“

Der Angeredete schwankt zwischen Ablehnung und Zwang. Dann berührt ihn das alte Kunzelgesicht in irgendeiner Form wohlthuend.

„Ich warte auf den — Geldbrieftträger!“ antwortet er mit der unbedingten und ungenierten Ehrlichkeit heutiger Jugend, die schwer ums Dasein ringt.

„Ach — auf den Geldbrieftträger?“ antwortet die Alte gedehnt. „Na, da bin ich ja jedesmal eine große Enttäuschung — — —“

Dem schmalen Menschen zuckt es um den Mund. Erst jetzt sieht die alte Frau, welch eingefallene Backen er hat, daß er überhaupt ein bißchen verhungert aussieht. Er tut ihr unsäglich leid. Aber da spricht er schon, freundlich und mit einem nachdenklichen



Friede auf Erden

Nach einer Originalzeichnung von A. Wellmann

Blick auf sie: „Ach, es tut manchmal schon wohl, wenigstens ein freundliches Gesicht zu sehen — — —“

„Sehen Sie denn so selten ein freundliches Gesicht?“ will sie wissen.

Er zuckt die Schultern, schaut zu Boden.

„Ach Gott — — man muß sein Zimmer bezahlen und hat kein Geld. Dann ist es nicht gerade freundlich um einen herum — — —“

„Sind — — — Sie auch erwerbslos?“ forschte sie leise.

„Nein, ich bin Student und schlage mich so durch. Ein Onkel hilft mir manchmal mit Geld aus. Und darauf warte ich auch jetzt eben. Aber er scheint mich vergessen zu haben — — —“

Nun, vielleicht gibt es morgen Schnee zu schippen — — —“

Jemand poltert die Treppe herauf. Die alte Frau befinnt sich auf ihre Pflicht. Auch schlägt ihr Herz so weich, daß sie es panzern muß. „Er wird schon kommen,“ tröstet sie jäh, „passen Sie nur auf! Zu Weihnachten doch gewiß — — —“ und geht langsam weiter.

„Ich hoff' es auch!“ antwortet eine blaße Stimme, der ein bißchen zu sehr die Hoffnung fehlt, und die Tür schließt sich leise und zögernd hinter der alten Frau. — Am andern Tag bleibt die Tür geschlossen. Es gibt der Zeitungsfrau einen leisen Stich ins Herz. Sie hatte sich schon daran gewöhnt, das blaße, müde Jungengesicht im Türspalt zu sehen. Nun, er wird Schnee schippen gegangen sein und wenigstens etwas verdienen. Er wird doch nicht frieren? Er wird doch nicht hungrig sein. Sie beschwichtigt mit Mühe ihr klopfendes Herz. Sie werden ihn doch nicht auf die Straße setzen, wenn er nicht bezahlen kann? So grausam wird doch keine Menschenseele in der Not der Zeit mit einem Mitmenschen umgehen — — —

Aber auch am nächsten Tage bleibt die Tür geschlossen. Die alte Frau geht an der Tür vorbei nach oben, aber als sie wieder herunterkommt, klopft sie doch an. Maßlos erstaunt starrt das Jungmännchengesicht nach draußen. „Sie?“ sagt er.

„Ja, ich! Ich — erkundigen wollt' ich mich, ob der Geldbrieftträger — — —“

„Ach so!“ Er lacht. Er kann noch lachen, obwohl er wohl lieber weinen möchte. „Nein, der war nicht da und wird wohl auch nicht kommen. Ich warte schon gar nicht mehr — — —“

„Aber Sie müssen doch hoffen!“ predigt die alte Frau. „Er wird doch zu Weihnachten — — —“

Nur ein mutloses Kopfschütteln wird ihr zur Antwort. — „Aber, wenn er kommt, dann jagen Sie's mir!“ bittet sie. „Ich freu' mich dann mit Ihnen!“

„Ist das wahr?“ fragt, jäh erschüttert, der junge Mensch. Da steht das alte Weiblein mit der schweren Zeitungsmappe und schaut ihn an mit den Augen einer Mutter. Da läßt er sein brechenfschweres Herz aus vor ihrem mütterlichen Verständnis.

Zwei Tage vor Weihnacht hebt die alte Zeitungsträgerin bare 50 Mark von ihrem Sparkonto ab. Sie hat sparsam gelebt und es hat oftmals zu den Festtagen Trinkgelder gegeben. Das Sümmelein liegt jetzt auf der Sparkasse. Und dabon hebt die alte Frau ohne Reue die fünfzig Mark ab und schickt sie sogleich von der Post aus wieder weg und erkundigt sich wohl fünfmal, ob das Geld nur ja am Weihnachtstage ankäme. Der Beamte versichert es hoch und heilig. „Wohl eine Weihnachtsüberraschung?“ forschet er, selbst schon im Bann der schenkenden Feiertage der Seele. Und die alte Frau nickt.

Nun sind die Tage voll Silber und Gold, voll Klingeln und Singen, voll Dampenduft und Kerzenglänzen. Das Christkind selber führt den Geldbrieftträger in die eifige Stube des Wartenden, dieneil eine alte Frau in ihrem schlichten Daheim ein Bäumlein schmückt, zu dem sie am Weihnachtstag den jungen Heimatlosen holt, daß er sich Leib und Seele daran wärme und ihrem unheimbaren Leben Trost und Inhalt gebe — — —

